

Der Hausfreund
Unterhaltungs-Beilage zur Deutschen Rundschau

Nr. 163. Bromberg, den 20. Juli 1932.

# Das Mangobaumwunder

**Eine unglaubwürdige Geschichte**

**von Leo Perutz und Paul Frank.**



16. Fortsetzung. (Nachdruck verboten.)

Wahrhaftig. Alles stand auf dem Kopf in diesem Haus: In der Kammer Ulam Singhs erwartete den Arzt ein großer, breitschultriger Mensch, der sonderbarerweise in den Kleidern des Barons steckte. „Sie kommen zu spät, Doktor!" sagte er vertraulich und drückte ein Taschentuch an seinen Hals. „Er ist schon tot. Ich hab' ihn gleich hinauftragen lassen."

„Wo ist Gretl?" rief der Arzt. „Wo ist meine Braut?"

„Ihre Braut? Gehen Sie nur hinein, sie erwartet Sie," sagte der fremde Mensch.

Dr. Kircheisen trat in die Orchideenabteilung. Der große Raum sah ganz verändert aus, kahl, leer, dürftig, irgend etwas fehlte, irgend etwas, was in den Raum gehörte, war nicht da. Der Mangobaum! Das war es! Wo war der Mangobaum? Der mächtige Stamm mit seinen großen, blaugrünen Blättern und den goldgelben Früchten — er war verschwunden. Ein dünnes Stämmchen, dessen dürftige Zweige ein paar kümmerliche grüne Blattknospen trugen, stand an seiner Stelle. Verblüfft trat Dr. Kircheisen an das Bäumchen heran. Aber im nächsten Augenblick fuhr er entsetzt und verstört zurück.

In die Rinde des Bäumchens war ein Herz eingeschnitten und Buchstaben G. v. B. und darunter F. K., winzig klein alles, kaum wahrnehmbar, und dennoch dieselben Zeichen, die er tagszuvor in großen Zügen in die Rinde des stolzen Mangobaumes gegraben hatte!

„Sie staunen über das Mangobaumwunder, Doktor," sagte der Riese, der des Barons Kleider trug, und tupfte mit einem blutigen Taschentuch seinen Nacken. „Ja, Ulam Singh hat sein letztes Experiment beendet."

„Gretl!" schrie Dr. Kircheisen auf und blickte sich um. Die Sonnenstrahlen fielen durch die schrägen Fenster und blendeten ihn. Nirgends sah er die Baronesse.

Aber aus einem der grünen Gartenstühle erhob sich jetzt ein sonderbares Geschöpf: Ein kleines Mäderl, zart und schmächtig, doch beladen und belastet mit einem unförmigen, blaßblauen Kleid, einem wahren Ungetüm von Kleid, das das Kind mit beiden Händen raffen und in die Höhe heben mußte, um einen Schritt tun zu können, und das dennoch als riesige Schleppe hinter ihm her floß. In viel zu großen Schuhen schwimmend, mit Ärmeln, die leer bis auf die Erde herabhingen, so kam das seltsame Wesen auf Dr. Kircheisen zugetrippelt.

„Gretl!" rief der Arzt noch immer suchend, mit einem jammervollen Klang in der Stimme.

„Aber ja doch! Hier bin ich!" zwitscherte das Kind, stolperte über sein Kleid, verfing sich in seinen Ärmeln, erhob sich wieder und stand endlich neben dem Arzt. Ein schmales, blasses Kindergesicht, das er nie zuvor gesehen hatte, blickte aus ihren, aus Gretls großen, blauen Augen zu ihm auf.

Ein Frösteln lief über Dr. Kircheisens Rücken. Er tastete nach einer Stuhllehne. Der Orchideensaal mit seinen Stühlen, Tischen, Topfblumen und Gartengeräten drehte sich in einem wilden Tanz um ihn.

„Gretl!" erklang die Stimme des breitschultrigen Menschen. „Lauf hinauf, mein Liebling, zieh dich rasch um und geh dann mit Mama im Garten spazieren. Sag ihr, daß ich bald nachkomme. Nun Doktor! Erkennen Sie mich noch immer nicht?"

Mechanisch wandte sich Dr. Kircheisen um. Der Riese, der die Kleider des Barons trug, stand noch immer hinter ihm und hatte, das erkannte Dr. Kircheisen erst jetzt, des Barons Kopf auf seinen mächtigen Schultern: Die kühne, gebogene Nase, die buschigen Brauen, das dichte Haar — nur die tausend Falten und Runzeln waren verschwunden, ein straffes, sonngebräuntes Männerantlitz blickte den Arzt an.

„Setzen Sie sich, Doktor," klang es an Dr. Kircheisens Ohr. „Es ist Zeit, daß ich Ihnen alles erzähle . . . Sie haben mich gestern nach meinem Alter gefragt. Ich konnte Ihnen keine Antwort darauf geben: Nun, Doktor, jetzt will ich's Ihnen sagen: Ich bin achtunddreißig Jahre alt. Und meine kleine Gretl, die ist wirklich heute wiedergekommen . . ."

### Der Tempelgarten in Agra

„Sie starren mich noch immer an, Doktor, . . . ich sehe ein wenig verändert aus, nicht wahr? Ja, ich hatte einen schlechten Tag gestern, das können Sie mir glauben. Setzen Sie sich, Doktor, denn ich will Ihnen jetzt alles erklären: Wie die Tik Paluga in mein Treibhaus gekommen sind, wer die fremde Frau war, die meine Tochter heute nachts gesehen hat, und wie ich in den furchtbaren Zustand gekommen bin, in dem Sie mich vorgestern abends angetroffen haben, . . . das alles sollen Sie jetzt erfahren. Aber ich muß weit zurück greifen und mit dem Tag beginnen, an dem ich zum erstenmal jenes unglückselige Experiment mit der Orchidee gesehen habe. Das ist in der Stadt Agra gewesen, im Winter vorigen Jahres, auf meiner indischen Reise.

Das Datum weiß ich freilich heute nicht mehr ganz genau. Aber ich erinnere mich, daß es tagsüber sehr heiß war, obwohl die Hindus am frühen Morgen kleine Feuer auf den Straßen angezündet hatten, um sich zu erwärmen. Kälte am Morgen, Hitze bei Tag . . . es dürfte also anfangs Jänner gewesen sein. Es war der Tag, bevor ich Agra verließ; ich wollte nur noch die große Prozession abwarten, die die Hindupriester der Stadt zu Ehren der Pravati, Vishnu's Gattin, der Götin mit den Fischaugen, abhalten wollten. Man hatte mir in „Hamiltons Hotel" viel von der malerischen Wirkung dieser Zeremonie erzählt. Leider kam sie schließlich nicht zustande, zweier fanatischer Mohamedaner wegen . . aber davon später.

Ich verließ Hamiltons Hotel gegen sieben Uhr früh, um zwei anglo-indische Freunde zu einer Spazierfahrt abzuholen, den Captain Elliot und den Arzt Reginald Fawcett, einen Vetter meiner verstorbenen Frau, die eine Engländerin gewesen ist. Ich ging zu Fuß. Ich sehe die Landschaft noch heute so lebendig vor mir, als hätte ich sie erst gestern verlassen. Der Weg führte anfangs durch eine Allee

von Kokospalmen. Eine Herde Kühe kam mir entgegen, dann zwei Hindufrauen in ihren Festkleidern. Die kupferne Kuppel des Vishnutempels leuchtete vom Ende der Allee her zu mir herüber, und ich hörte das Geschrei der heiligen Papageien, die in den Ornamenten der Tempelfassade nisten. Dann brach die Palmenallee ab und der Weg führte zwischen Indigo-, Baumwoll- und Zuckerrohrfeldern weiter bis zu einem Garten, der schon zum Tempel Vishnu's gehörte.

Am Eingang dieses Gartens stand Ulam Singh. Er war damals einer von den Dienern des Heiligtums, das konnte ich schon aus den Aschenlinien erkennen, mit denen er seinen nackten Oberkörper zu Ehren Shivas, des Todesgottes, bemalt hatte.

Ich war diese Straße schon öfters gegangen und hatte Ulam Singh häufig über den Gartenzaun hinweg bei seiner Arbeit beobachtet, wenn er seine Nelken und benghalischen Rosen begoß. Aber niemals vorher hatte ich ihn so erregt gesehen. Er kam auf mich zu und sprach mich an.

Er sprach maharattisch. Ich beherrschte diesen indischen Dialekt nur unvollkommen, aber er wiederholte seine Bitte sogleich in gebrochenem Englisch. Ob ich nicht in den Garten eintreten und seine Blumen ansehen wolle.

Ich bin ein leidenschaftlicher Blumenliebhaber, Doktor. Ich weiß, Sie halten mich für einen verständnislosen Vandalen, seit ich gestern die Blumen im Treibhaus zu Ihrem Schmerz mit Stumpf und Stiel ausgerottet habe. Nun, ich gebe zu, meine Leidenschaft für tropische Pflanzen hat sich während der letzten zwei Tage erheblich abgekühlt, . . . aber das hat seine guten Gründe, Doktor. Damals aber in Agra war mir nichts willkommener als Ulam Singhs Einladung. Ich hatte schon lange den Wunsch gehabt, den Tempelgarten zu besichtigen, und so trat ich denn hinter dem Gärtner ein.

In der Mitte des Gartens stand eine mächtige Granitfigur, die den Gott Ganisa, den Dämon mit dem Elefantenkopf und den vielen Armen darstellt. Und rings um das Götterbild waren Blumenbeete angelegt: Nelken, Hyazinthen, weiße und blaue Strobilanthusblüten. Ein paar Talipotpalmen mit tiefroten Blütentrauben und zwischen ihnen ein kleiner Weiher, dessen Spiegel ganz überdeckt war von den lichtblauen Blüten einer japanischen Lotosart.

Ulam Singh beugte sich über eines der Beete und reichte mir eine Nelke.

Es war keine gewöhnliche Nelke. Sie war weiß, voll aufgeblüht und gefüllt, aber sie trug eine merkwürdige Zeichnung: In brennroten Blütenblättern eine ganz kleine, dreizinkige Gabel, das Symbol des Gottes Vishnu.

Es war das Resultat kunstvoller, vielleicht jahrzehntelanger Zucht- und Kreuzungsversuche . . . Ich hatte ähnliches noch nie vorher gesehen. Ulam Singh merkte das und nannte seinen Preis: Dreiundvierzig Rupien.

Dreiundvierzig Rupien, das schien mir zu viel für eine botanische Spielerei; und ich wandte mich daher zum Gehen. Ulam Singh machte ein bestürztes Gesicht, winkte mir zu warten, und verschwand hinter dem Götzenbild. Gleich darauf kam er wieder hervor und bot mir einen Blumentopf mit einem zwerghaft kleinen Jasminstrauch, der zweierlei Blüten trug, rote und weiße.

Ich fragte nach dem Preis.

„Dreiundvierzig Rupien," war die Antwort, und die Hartnäckigkeit, mit der der Inder diese Ziffer festhielt, fiel mir auf. Ich überlegte ein wenig. Ulam Singh hielt den Handel für abgeschlossen und fragte, ob er mir die Pflanze in Hamiltons Hotel bringen solle.

Nun war mir aber im selben Augenblick ein orchideenartiges Gewächs aufgefallen, das im Schatten des Ganisabildes an einer hölzernen Stange emporkletterte. Ich kannte es nicht, hätte es aber gerne im Zustand der Blüte gesehen. Ich fragte deshalb den Gärtner, ob er nicht ein aufgeblühtes Exemplar dieser Orchideenart in seinem Garten habe.

Ulam Singh verneinte. „Das ist schade!" sagte ich. „Die hätte ich gerne gekauft."

Ulam Singh überlegte eine Weile.

„Kommt der Sahib diesen Weg zurück?" fragte er dann.

„Wahrscheinlich."

„In einer Stunde?"

„Beiläufig! Ja!"

„So wird der Sahib die Blume haben, die er wünscht."

Er geleitete mich bis zur Gartentür. Dort verabschiedete er sich mit einer tiefen Verbeugung.

Ich fand meine Freunde noch bei ihrem monotonen indischen Frühstück: Fisch, Curry und Wildbret, wie alle Tage. Wir machten unsere kleine Spazierfahrt, dann gingen wir zum Tempel, in dessen Halle schon die Prunkstücke zur Prozession ausgestellt waren: ein Thronhimmel, der auf silbernen Stützen stand, die saphirbesetzten Tragsessel, die Prachtgewänder der Priester und vor allem die beiden schweren, goldenen Armleuchter, die an den Stoßzähnen des heiligen Tempelelefanten festgeschraubt werden sollten. Es war schon gegen elf Uhr vormittags, als ich mich endlich meines Blumenhandels erinnerte. Wir gingen alle drei zu Fuß hinunter bis zu Ulam Singhs Garten. Unser Wagen fuhr langsam hinter uns her.

Ulam Singh stand mit gekreuzten Armen und vorgebeugtem Kopf unbeweglich vor der Gartentür und spähte nach mir aus. Als er mich kommen sah, machte er seinen tiefen Salam und wies uns dann mit einer einladenden Bewegung seiner Hand in das Garteninnere.

Wir traten ein. Die Luft war mit Düften von hunderterlei Blumen geschwängert. Aber ich habe eine feine Nase und spürte sogleich einen scharfen, mir unbekannten Geruch, den ich vorher bestimmt nicht wahrgenommen hatte.

„Reginald! Kapitain!" fragte ich und zog die Luft durch die Nase ein. „Spüren Sie nichts?"

„Hemp!" sagte Reginald. „Verbrannter Hanf."

Vor der Granatfigur des Ganisa lag ein Häufchen glühender Holzkohlen. Ich dachte einen Moment lang darüber nach, warum Ulam Singh trotz der Vormittagshitze in seinem Garten ein Feuer unterhalten haben mochte. Am Morgen war es sicherlich noch nicht dagewesen. Aber im gleichen Augenblicke fiel mein Blick auf etwas anderes, das vorher gleichfalls nicht dagewesen war.

Eine schöne, beinahe mannshohe Orchidee rankte sich an einer hölzernen Stange empor, mit großen rötlichgelben Blüten . . . Sie kennen sie sicherlich, Doktor: Die Blüten sind wie der Totenschädel eines Pferdes geformt. Das Sonderbare aber war, daß die schöne, vollaufgeblühte Pflanze genau an derselben Stelle stand, die am Morgen das junge Pflänzchen, das ich nicht hatte kaufen wollen, eingenommen hatte.

Ich war meiner Sache ganz sicher. Ich hätte sie beschwören können. Ich muß ein verblüfftes oder verwirrtes Gesicht gemacht haben, den beiden andern fiel es auf.

„Baron? Was gibt's denn?" fragte der Offizier.

„Schauen Sie die Orchidee dort an!" sagte ich.

„Nun ja, die Pflanze, deretwegen wir hergekommen sind."

„Nun: ich erkläre Ihnen, die Pflanze war heute morgen noch nicht da."

„Unsinn," sagte der Captain.

Reginald Fawcett zog noch immer die Luft durch die Nase: „Sie meinen," sagte er, „daß die Orchidee während Ihrer dreistündigen Abwesenheit aufgeblüht und die Stange emporgeklettert ist?"

„Nein, das wäre absurd. Das zu behaupten, wäre lächerlich."

Reginald gab keine Antwort, sondern hatte mit Ulam Singh einen kurzen Wortwechsel im Maharattadialekt.

„Er sagt," wandte er sich dann an mich, „daß die Pflanze immer dagestanden sei. Sie hätten sie nur vorher nicht beachtet. Er behauptet, Sie wären „dimeyed"."

„Nein. Ich habe gute Augen. Sie können mir glauben, Reginald, die Pflanze war heute morgen nicht da."

Facwett sprach neuerdings ein paar Worte zu Ulam Singh.

„Er meint," sagte er dann, „die Orchidee sei am Morgen im Schatten der Ganisafigur gestanden und deswegen in ihrer Farbenwirkung beeinträchtigt gewesen. Darum habe er Sie gebeten, später wieder zu kommen."

Mich befriedigte diese Erklärung nicht. Captain Elliot war indessen ungeduldig geworden. „Nun, was verlangst du für die Pflanze?" fragte er den Inder.

„Dreiundvierzig Rupien!" sagte Ulam Singh leise und schüchtern.

„Dreiundvierzig Rupien? Bist du toll, Nigger?" . . . Wenn Captain Elliot wütend war, dann erklärte er jeden,

der nicht aus der Londoner City stammte, für einen „Nigger."

Ulam Singh stellte statt aller Antwort den Zwergjasminstrauch neben die Orchidee und legte die Nelke mit dem roten Zeichen des Vishnu dazu. Dann beschrieb er mit den Fingern einen Kreis um die drei Pflanzen: Alles zusammen kostete dreiundvierzig Rupien.

„Man darf den Leuten niemals geben, was sie verlangen," entschied der Offizier kurz und bündig. „Bieten Sie ihm die Hälfte."

Ulam Singh hatte ihn verstanden und schüttelte heftig den Kopf.

„Fragen Sie ihn doch, wozu er das Geld braucht!" sagte ich zu Fawcett.

„Er will mit dem Nachteilzug nach Bombay fahren," wurde mir die Antwort des Inders verdolmetscht.

„Was hast du in Bombay zu suchen?" wollte der Captain wissen.

Ulam Singh zuckte die Achseln, ließ den Kopf hängen und gab keine Antwort.

„Dreißig Rupien. Mein letztes Wort!" rief Elliot. Er setzte seinen Stolz darein, mir zu beweisen, daß ich der ewig betrogene Fremde sei, und, wie gut hingegen er die Leute zu behandeln wisse. Mir war seine Einmengung lästig, aber ich konnte mich ihrer nicht gut erwehren.

Ulam Singh schüttelte auf das Gebot der dreißig Rupien bekümmert den Kopf und blickte im Garten umher, ob da nicht noch etwas wäre, was er mir anbieten könnte.

„Kommen Sie, Baron," drängte Elliot und zog mich zum Ausgang. „Ich kenne den Orient. Fünf gegen eins: Der Kerl kommt Ihnen in einer Viertelstunde nachgelaufen."

Wir verließen den Garten. Ulam Singh begleitete uns trotz des zerschlagenen Handels mit der gleichen unterwürfigen Höflichkeit, mit der er uns empfangen hatte, auf die Straße. Als der Wagen rollte, traf mich sein letzter bittender Blick.

(Fortsetzung folgt.)

# Was der Mensch von der Reise mitbringt

Besser gar nichts mitgebracht, als Kitsch und Überflüssiges!

*

Was du nicht willst, das man dir schenkt, das bring' auch keinem anderen mit!

*

Vergiß nie: Reiseandenken, wie überhaupt jedes Geschenk, enthüllen den Geschmack des Schenkenden — sie können sehr indiskret sein!

*

Dinge, die einem an Ort und Stelle gefallen haben, wirken später, in anderer Umgebung, oft ganz anders. Das gilt auch von den Reiseandenken!

*

Es gibt überall geschmackvolle Andenken — du hast also keine Entschuldigung, wenn du Kitsch mitbringst!

*

Wer auf Reisen konsequent Geschmacklosigkeiten und Wertloses ablehnt, dient damit der Hebung des guten Geschmacks: denn dann verschwinden allmählich die Auswüchse ganz von selbst!

*

Die Erinnerung, selbst an die schönste Reise, verblaßt mit der Zeit. Reiseandenken halten aber noch nach Jahren die Erinnerung an den fest, der sie mitgebracht — sorge, daß diese Erinnerung eine angenehme sei! J. A.

# Der dreieckige I-Punkt.

## Wie man Urkundenfälscher überführt.

Von Eberhard Göschen.

Die Fälschung von Unterschriften, Wertpapieren und Dokumenten aller Art ist zu einem undankbaren Geschäft geworden. Die Wissenschaft hat auf den hier einschlägigen Gebieten, wie der Chemie, der Handschriftenkunde, der Photographie in ihren verschiedenen Arten, heute derartige Fortschritte gemacht, daß Fälschungen, die früher unbeanstandet durchgegangen wären, heute kaum noch Aussicht haben, unentdeckt zu bleiben, sobald erst einmal der Verdacht geweckt ist.

Welch geringfügige Kleinigkeiten, die ein Handschriftenfälscher gar nicht beachtet und auch kaum beachten kann, zu seiner Überführung genügen, beweist folgender Fall. Sechs Wochen nach dem Tode eines reichen Grundbesitzers legte jemand dem Testamentsvollstrecker einen Schuldschein des Verstorbenen über 30 000 Mark vor. Seltsamerweise fand sich in den im übrigen sorgfältig geführten Büchern des Toten nicht die geringste Bemerkung über diese Schuld. Obwohl die Unterschrift auf dem Schein durchaus echt schien, unterbreitete man ihn doch einem Sachverständigen.

Mittels besonderer Mikroskope und ultrafeiner Meßinstrumente vermochte dieser binnen weniger Minuten die Unterschrift als falsch nachzuweisen. Ein feiner kurzer Tintenstrich von weniger als einem viertel Millimeter Stärke genügte dazu. Der Querstrich des „t" im Namen des angeblichen Schuldners erwies sich nämlich am Ende um ein zwanzigstel Millimeter dicker als am Anfang. Der Sachverständige ersah daraus, daß der Schreiber am Schluß des Striches etwas stärkeren Druck ausgeübt hatte als am Beginn. Ein Vergleich von rund 50 Namenszügen sowohl des Grundbesitzers als des Schuldschein-Inhabers bewies aber überzeugend, daß jener den Druck am Anfang, dieser aber durchweg am Ende zu setzen pflegte. Damit war der Fälscher überführt.

Nicht weniger bewundernswert ist ein anderer Fall, in dem ein I-Punkt den Fälscher entlarvte. Im Frühjahr 1931 starb in Seattle ein gewisser Fred Zimmerli unter Hinterlassung eines Testaments, datiert vom 23. Februar 1928, durch das einer Tochter aus erster Ehe der runde Betrag von 100 000 Mark, der Rest des beträchtlichen Vermögens anderen Verwandten zugewiesen wurde. Kurz nachdem die Tochter vom letzten Willen ihres Vater Kenntnis erhalten, legte sie ein späteres, nämlich vom August 1928 datiertes Testament vor, das sie zur Alleinerbin einsetzte und von ihr angeblich in einem alten Rock des Verstorbenen gefunden war. Die übrigen Erben veranlaßten eine Prüfung des nach ihrer Ansicht verdächtigen Dokuments. Der Erfolg gab ihnen Recht. Denn ein Schriftsachverständiger vermochte nachzuweisen, daß die I-Punkte in der Unterschrift in eigentümlicher Form gemacht waren, nämlich mittels zweier Federstriche, so daß sie in der Vergrößerung einem römischen „V" glichen. Die Prüfung von rund 150 echten Namenszügen Zimmerlis zeigte indessen, daß auch hier die I-Punkte zwar dreieckig, aber immer mit einem Federzuge gemacht waren. Das zweite Testament wurde daraufhin als Fälschung erklärt.

Nicht allein die Handschrift führt zum Nachweis von Urkundenfälschungen, eine nicht geringere Rolle spielen Art und Farbe der Tinte oder die Beschaffenheit des Papiers. Mit geradezu bewunderungswürdigem Scharfsinn wies vor einiger Zeit ein englischer Sachverständiger die Unschuld eines der Testamentsfälschung Verdächtigten nach. In der Urkunde zeigte sich nämlich die auffällige Tatsache, daß der handschriftliche Text in der Farbe schwankte. Nun entstand der Verdacht, daß mit dem Papier unlautere Machenschaften vorgenommen seien. Auf Grund einer kolorimetrischen und chemischen Untersuchung fand der Sachverständige, daß bei der Niederschrift drei verschiedene Tinten benutzt waren. Er kaufte nun genau die gleichen Tinten, mischte sie durcheinander und schrieb mit der so erhaltenen Flüssigkeit einen längeren Abschnitt auf dem gleichen Papier wie das, auf dem das Testament stand. Und da machte er die überraschende Entdeckung, daß die Farbe der Worte davon abhing, **wie tief der Schreiber die Feder ins Tintenfaß tauchte!** Da die drei Tinten nämlich von verschiedenem spezifischen Gewicht waren, ordneten sie sich

im Tintenfaß nach der Mischung in drei Schichten, indem die schwerste auf den Grund sank, die leichteste oben blieb. Später ergab sich in der Tat, daß der Verfasser des Testaments vor dessen Niederschrift drei verschiedene Sorten Tinte gekauft, sie zusammengegossen und die Mischung zum Schreiben seines letzten Willens benutzt hatte. Die Echtheit der Urkunde lag mithin auf der Hand.

Die fabelhafte Genauigkeit moderner Meßinstrumente, die „Entfernungen" von nur einem vierhundertstel Millimeter festzulegen gestatten, führte zum Nachweis einer Urkundenfälschung, die in den Vereinigten Staaten vor einigen Jahren erhebliches Aufsehen erregte. Drüben bedient man sich zur Niederschrift auch von Testamenten vielfach vorgedruckter Formulare. Diese tragen am Kopf gewöhnlich einige Kontrollbuchstaben oder Worte, aus denen hervorgeht, wann das Papier die Druckpresse verlassen hat. Nun wurde in White Plains im Staate Newyork dem Nachlaßgericht ein Testament eingereicht, bei dem der obere Rand abgeschnitten war. Das fiel natürlich auf, und ein Sachverständiger wurde mit der Feststellung der Echtheit beauftragt. Der Beamte fand bei der mikroskopischen Untersuchung am oberen Rande, wo die Schere das übrige fortgeschnitten, einen winzigen schwarzen Strich, die untere Hälfte eines Kommas, das offenbar einzelne vorgedruckte Worte oder Buchstaben getrennt hatte. Indem er mittels seines Feinmeßverfahrens die Stellung dieses Kommarestes zu dem unten stehenden gedruckten Text des Formulars feststellte, vermochte er nachzuweisen, daß dieses erst 38 Tage später, als das Datum des angeblichen letzten Willens lautete, die Druckerei verlassen hatte. Der Fälscher war damit überführt.

# Besuch.

Skizze von Heinrich Zerkaulen.

Durch das Städtchen ging schnuppernd Hans Serb, die Hände in den Hosentaschen. Er lehnte sich heimlich und wie im leisen Schwindel an ein altes Scheunentor, das halb offen stand und aus dem es unsagbar schön duftete. Auf seiner Steintreppe stand der Apotheker. „Guten Tag!" sagte Hans Serb im Vorübergehen.

Also der war auch noch da.

Hans Serb ging die drei Stufen zum Kirchplatz hinauf, sog den verworrenen Ruch der süßen Linden ein, freute sich über den alten himmelblauen Briefkasten an der gelben Mauer zum Amtsgericht und sah den Hauptlehrer, klein und pfiffig, an seinen Bienenstöcken arbeiten.

In Hans Serb schrie es vor Heimweh. Mitten auf dem Kirchplatz blieb er stehen, als ob er etwas auf der Erde entdeckt habe, bückte sich rasch und schob etwas hastig in die Tasche. Schmals Gustl hat es nachher erzählt: Es war nur ein Kieselstein gewesen, sie hat es selbst gesehen hinter ihrer Gardine.

Dann ging er an dem Schulhause vorbei auf das Hügelchen. Das heißt: das ganze Städtchen liegt auf diesem Hügelchen. Von hier aus aber sah man ins Weite: Wälder und Felder, die Fabrik unten mit dem Tennisplatz, dann weiter die Nester Frankenhausen, Briebrighausen, Rennertehausen.

Vor 22 Jahren hatte Hans Serb hier in einer Nacht gestanden, mit Lisa Antz, der Tochter vom Doktor. Es brannte wieder einmal. Steil stach die Flamme damals in den nächtlichen Himmel hinein. In Rennertehausen war es, und man hörte fast das Knistern der Flammen, wenn man die Augen schloß. Und dann hörte man noch den kurzen Galopp der drallen Bauerngäule, die mit dem Spritzenwagen über die Landstraße sausten.

In dieser Nacht hatte Hans Serb die Lisa Antz zum letztenmal geküßt. Andern Tages reisten die Serbs fort. Sein Vater, der Oberförster, war versetzt worden.

Aber heute fand Hans Serb alles noch da wie früher.

Auch die Lisa Antz?

Pah, was heißt das, „Treue"? Wenn er etwas geworden war, wollte er sie holen kommen. Sie hatten es sich in jener Nacht geschworen.

Hans Serb war etwas geworden, ein ewig Hoffender, einer, der mit jedem Tag mehr über die Menschen lachte und sich mit jedem Tage mehr über die andern schönen Gottesdinge freute. War das nicht genug?

War das nicht genug, Lisa Antz?

Hans Serb drehte sich halb um, da lag der Pfarrersgarten. Dahin war damals ein junger Lehramtskandidat mit Namen Alexander Nöcken gekommen. Weißt du noch, Lisa Antz, wie wir immer hinter ihm her gelacht haben?

Aber der Baum in der Ecke da, der war vor 22 Jahren noch nicht dagewesen. Warum winkte der immer so her zu Hans Serb, und alle Blätter wisperten und stießen sich an und zeigten schon mit grünen Fingern zu Hans Serb: „Kennst du uns denn nicht wieder? Du, kennst du uns denn noch immer nicht wieder?"

Und da schrie Hans Serb plötzlich wie ein Kind hell auf. Er warf den Rock ab und kletterte wahrhaftig die Pfarrersmauer hoch und griff nach den grünen Blättern und umarmte den Baum, den er heimlich mit Lisa gepflanzt, und rutschte auf den Knien zu ihm hin und küßte . . .

In der Küche stand Frau Lisa Nöcken. Sie pfiff wohlgelaunt durch die roten Lippen und bügelte weiße Kinderwäsche. Auf einmal sah sie einen Mann auf der Mauer herumkraxeln wie halb närrisch und in Hemdsärmeln.

Lisa Nöcken bekam es ein wenig mit der Angst. Doch am hellichten Tage? Sie band also die Schürze ab und ging in den Garten: „Aber, mein Herr . . ."

„Lisa!" —

Wie gesagt, Schmals Gustl hat es nachher erzählt, es war nur ein Kieselstein gewesen, den Hans Serb vom Kirchplatz mitgenommen hatte. Sie hat es selbst gesehen hinter ihrer Gardine, es war nur ein ganz gewöhnlicher Kieselstein.




### Das Herz im Schlaf.

Die Gewohnheit, den Körper während des Schlafes mit einer Decke zu bedecken, bezweckt, ihm die Wärmemenge zu sichern, die sonst im Schlaf wegen des geringen Blutumlaufs verloren gehen würde. In wagerechter Lage macht das Herz zehn Schläge weniger in der Minute. In den acht Stunden, die man im Durchschnitt zu schlafen pflegt, spart das Herz also fast 5000 Zusammenziehungen. Da das Herz nun bei jedem Schlag 150 Gramm Blut in den Körper pumpt, setzt es während der Nacht 750 000 Gramm Blut weniger in Umlauf als in derselben Zeit am Tage. Da nun die Körperwärme auf der Stärke des Blutumlaufes beruht, und das Blut, wenn man ausgestreckt liegt, bedeutend langsamer durch die Adern strömt, so muß die durch den verminderten Blutumlauf herabgesetzte Wärmeerzeugung durch besondere Bedeckung des Körpers ersetzt werden, das heißt durch Verhinderung der Wärmeausstrahlung.

### Der bestrafte Lügner.

Skipio wollte seinen Freund besuchen, den Dichter Quintus Ennius, der von 239 bis 169 vor unserer Zeitrechnung lebte. Eine Magd sagte ihm verlegen, ihr Herr sei nicht zu Hause. Skipio merkte wohl, daß dies nicht stimmte, ging aber ohne ein Wort zu sagen weg. Einige Zeit später kam Ennius zu Skipio. Als sich der Dichter durch den Pförtner anmelden ließ, rief ihm der Freund aus dem Inneren des Hauses entgegen: „Ich bin nicht zu Hause." — „Aber ich höre ja deine Stimme", erwiderte Ennius. — „Du bist ein unverschämter Kerl", entgegnete Skipio. „Ich habe deiner Magd geglaubt, und du willst mir nicht glauben?"




*** Warum nicht?** Wollywoord-Laden.

Jedes Stück fünfundneunzig Pfennige.

Kommt Stänker: „Hallo — wo ist hier die Abteilung für Automobile?"

Verantwortlicher Redakteur: J. B. Arno Ströse; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.